

Mit den Welschtirolern im ersten Weltkrieg

Ein Beitrag zur Geschichte der Tiroler Kaiserjäger

Von Hans Hohenegg, Innsbruck

Eine Geschichte der Tiroler Kaiserjäger wäre unvollständig, wollte man nicht der italienischsprechenden Regimentskameraden, die im ersten Weltkrieg meist eine Sonderstellung einnahmen, in einem eigenen Kapitel gedenken. Die hier folgende Aufzeichnung soll freilich nicht den Charakter einer wissenschaftlichen Abhandlung haben, eher ein Mosaikbild sein, gebildet aus den verschiedensten Eindrücken. Diese Momentaufnahmen sollen in ihrer Gesamtheit die Verhältnisse und Stimmungen unserer welschtirolischen Landsleute wahrheitsgetreu schildern, aber auch die Schwierigkeiten ihrer Offiziere und höheren Kommanden aufzeigen. Nationale Minderheiten zum Kampfe gegen gleichsprachige Gegner einzusetzen, gehört zu den undankbarsten Aufgaben, die einem Truppenführer gestellt werden können.

Den Anlaß zu den hier folgenden Ausführungen gab im Sommer 1918 ein Reservatbefehl der österreichischen Heeresleitung, die Offiziere sollten sich über die Zersetzungserscheinungen im k. u. k. Heere freimütig äußern, ihre Ansicht über die Schuldfrage aussprechen und Gegenmaßnahmen vorschlagen. Von Sorgen gedrängt schrieb ich sogleich alles nieder, was mein Herz bewegte. Als aber die Schrift vollendet war, brachte ich es nicht über mich, sie einzureichen. Nach allen Erfahrungen wußte ich es zu gut, daß jeder Rat zu spät komme!

Ein Menschenalter ist seither vergangen. Wenn ich meine damalige, aus frischer Erinnerung geschöpfte Darstellung als Grundlage eines geschichtlichen Rückblickes nehme, geschieht es, um dem Bilde einer versunkenen Zeit ein paar bemerkenswerte Züge hinzuzufügen. In diesem Sinne, als Schilderung selbsterlebter Heimatgeschichte, sei sie dem Meister tirolischer Geschichtsforschung gewidmet, der sich als Reserveoffizier eines Tiroler Truppenkörpers und Mitkämpfer des ersten Weltkrieges sicherlich mit dem gleichen Probleme beschäftigen hat müssen.

Die Gerechtigkeit erfordert es, gute Seiten der anderssprachigen Kameraden anzuerkennen, ihnen vielfach Recht zu geben, aber auch Unstimmigkeiten nicht zu verschweigen. Eines ist sicher: daß die Gründe ihres teilweisen Versagens weit in die Zeit vor Kriegsbeginn zurückreichen und daß vielen prächtigen

Leuten unter ihnen, die für Gott, Kaiser und Vaterland Blut und Leben geopfert haben, durch voreilige Pauschalurteile bitteres Unrecht getan wird¹⁾.

Im alten k. u. k. Heere war kein Platz zu nationalem Haß. Es diente der Verteidigung des gemeinsamen Vaterlandes und diesem Zwecke mußte jedes Sonderbestreben untergeordnet werden. Am treffendsten brachte die Proklamation Kaiser Franz Josefs vom 16. September 1903 diesen Grundsatz zum Ausdruck: „Getreu ihrem Eide wird Meine gesamte Wehrmacht fortschreiten auf dem Wege ernster Pflichterfüllung, durchdrungen von jenem Geiste der Einigkeit und Harmonie, welche jede nationale Eigenart achtet und alle Gegensätze löst, indem er die besonderen Vorzüge jedes Volksstammes zum Wohle des großen Ganzen verwertet.“ —

Im Gegensatz zu den trüben Erfahrungen des politischen Lebens hörte man in der Friedenszeit über das gegenseitige Verhältnis der deutschen und italienisch sprechenden Tiroler Kaiserjäger wenig ernstliche Klagen. Vereint in derselben ausgezeichneten Truppe konnte sie der unselbige Nationalitätenhaß niemals gänzlich entzweien. Mancher Deutschtiroler fand im Sohne der anderen Nation einen guten Freund, der ihm zeitlebens lieb und anhänglich blieb. Welschtirol hat den Kaiserjägern viele tüchtige, dienstfertige Chargen, die unter anderem dem k. k. Gendarmeriekorps vorbildliche Beamte stellten, stramme Exerziermeister und auch tapfere Soldaten gegeben, wie die Kriegsgeschichte von 1848, 1859 und 1866 beweist. Neben kraftstrotzenden Burschen sandte es freilich auch sehr schwächliche Leute zu unseren Regimentern, schlecht genährte, verwittert aussehende Männer mit einem rührenden Zuge der Hilfsbedürftigkeit, denen man die Herkunft aus übervölkerten Ortschaften mit schlechten Lebensverhältnissen auf den ersten Blick anerkennen mußte.

Als wenige Monate nach dem Beginne des Weltkrieges ältere Reservistenjahrgänge einrückten, traten diese Gegensätze auffällender in Erscheinung. Damals war das Verhältnis unter den Nationen desselben kleinen Landes schon ziemlich getrübt. Man betrachtete die Welschtiroler vielfach mit unverhüllter Geringschätzung. Die Pflichtvergessenheit einzelner hatte Mißtrauen erregt. Man hielt den italienischen Kaiserjägern vor, daß so und so viele zum Feinde übergelaufen seien. Man verspottete sie wegen ihrer Feigheit und der Geschicklichkeit, sich selbst zu verstümmeln, um dem Frontdienste zu

¹⁾ Der einstige Kommandant des Edelweiß-Korps, General der Infanterie Ignaz Freiherr von Verdross, dem ich die erste Fassung dieser Aufzeichnungen zur Durchsicht vorgelegt hatte, schrieb mir am 18. April 1925 folgenden Brief:

Lieber Herr Doctor!

Ihre Arbeit finde ich sehr gut. Der welsche Bauer war immer ein guter Patriot und ist es auch heute noch; er sehnt sich nach den alten Verhältnissen zurück, L'Italia è la nostra disgrazia — dieser Ausspruch während des Krieges besagt alles, deshalb finden wir patriotische Standschützen-Compagnien aus Vallarsa-Folgaria, ja selbst Trient an der Front in unseren Reihen als tapfere Verteidiger. Minderwertig waren wohl die Städter; Deserteure und Überläufer rekrutieren sich meist aus diesen Reihen. Deshalb aber darf man nicht das ganze Volk verurteilen.

Ich finde in dieser Arbeit ein vollkommen gerechtes Urteil über unseren italienischen Landsmann, eine gute Fotografie desselben, was Ihnen jeder bestätigen mußte.

Mit bestem Gruß und Glückwunsch

Ihr ergebener

Verdross G. d. I.

entgehen. Ab und zu hörte man wohl von rühmlichen Taten. Gar manchem wurde für sein tapferes Verhalten die ehrenvollste Anerkennung zuteil. Dies änderte jedoch nichts an der schlechten Einschätzung jener Kriegsteilnehmer, die sich so mit Recht oder Unrecht als Fremdkörper in unserem Verbands fühlen mußten.

Als unser 10. Marsch-Bataillon anfangs Mai 1915 wegen der Kriegsgefahr an die südöstliche Grenze des Landes versetzt wurde, kam es fort und fort zu Auftritten zwischen den deutschen und italienisch sprechenden Kaiserjägern, obwohl man den letzteren nichts anderes nachsagen konnte als ihre besondere Neigung zum Marodieren. Auf Vorschlag eines Fähnrichs wurden die ärgsten Marodeure unserer Kompagnie in die Sanitätspatrouille eingeteilt, weil sie doch zu nichts anderem brauchbar wären.

Bei Kriegsausbruch hatten wir noch keine richtige Stellung. Man hatte ja nichts vorbereiten dürfen, um die lieben Nachbarn nicht zu reizen. In den ersten Tagen hatten wir weder Schützengräben noch Unterkünfte. Wir lagerten in Zelten auf dem Schnee. Auch die Verpflegung auf den Bergen bei Sexten in etwa 2500 Meter Höhe war anfangs mangelhaft. Jeden zweiten Tag gab es anstelle des Brotes eine Menageschale voll mit Bruchstücken einer auf dem Transport zerbröselten Bäckerei aus gelber Polenta. Trotzdem wurde fleißig gearbeitet. Unsere Italiener klagten wohl über Hunger, vollzogen aber mit hervorragendem Eifer die nötigen Sprengungen. Sie arbeiteten am Stellungsbau mit der Sachkenntnis tüchtiger Fachleute. Sie bauten die besten Unterstände und überließen uns Deutschen die Zuträger- und Handlangerdienste. Sie waren als Baukünstler in ihrem Element. Wir haben ihre Leistungen gern anerkannt.

Aber die Nähe der „Connazionali“ war gar zu verlockend! Am 4. Juni 1915 entsandte die 2. Kompagnie 60 Mann auf den vorgeschobenen Posten Roteck. Am 8. Juni kamen nach der Ablösung nur 54 Mann zurück. 6 Welschtiroler waren verschwunden, darunter auch unsere ganze Sanitätspatrouille. Den anderen Abteilungen ging es nicht anders. Bald fehlte ein Wachposten, bald eine zum Holz- oder Wasserholen abgesandte Partie. Auch mußte dem Feinde unsere ganze Stellung verraten worden sein. Unsere halbfertigen Anlagen standen stets unter Feuer. Der Angriff schien unmittelbar bevorzustehen, darum mußten Offiziere und Mannschaft bei Tag und Nacht ununterbrochen pickeln und schaufeln. Auch unser Oberleutnant, Baron Minarelli, der selber fleißig mitarbeitete, hatte allen „Pfeifendeckeln (Offiziersdienern), Ordonnanzen und sonstigen Faulenzern“ das Mithelfen anbefohlen. Sein Diener, ein Welschtiroler, fand daran keinen Gefallen. Er sagte, er wäre schon volle drei Jahre bei seinem Herrn und hätte noch niemals derartige Arbeiten machen müssen. Während wir Einjährig-Freiwilligen uns willig abmühten und schwere Balken anschleppten, hatte er unwirsch zugeschaut. Über Nacht war er mit einem Landsmann namens Modena, der als verlässlicher Unteroffizier galt und die silberne Tapferkeitsmedaille besaß, spurlos verschwunden. Dieser Vorfall sei als charakteristisches Beispiel des zu Augenblicksentschlüssen verleitenden italienischen Temperaments hiehergesetzt.

Unser Bataillons-Kommandant, Hauptmann von Radio, mußte schließlich erklären, er könne unter solchen Verhältnissen für seine Truppe keine Verantwortung mehr tragen. Daher wurden am 12. Juni sämtliche Welschtiroler

auf Grund eines eingelangten Befehles nach der Mittagsmenage vergattert. Zu ihrer Überraschung nahm man ihnen Munition und Waffen ab und führte sie unter strenger Bewachung nach rückwärts. Ich verlor dadurch manchen braven Burschen, mit dem ich mich befreundet hatte und dessen Entehrung mir herzlich leid tat, aus meinem Zug. Ich hatte die Zuvorkommenheit, die sogenannte „gentilezza“ dieser Bauernbuben und ihre Dankbarkeit für jedes gute Wort schätzen gelernt. Sicherlich hatte nicht die Hälfte diese Schmach verdient. Nach allen Erfahrungen war es allerdings nicht anzuraten, Unterschiede der Behandlung zu machen. — Das Bataillon hatte mehr als ein Drittel seines Standes eingebüßt. Als unser Kommandant dringend um Ersatz bat, aber keiner zu beschaffen war, schickte man des anderen Tages dieselbe Mannschaft, die gestern von Standschützen mit aufgepflanztem Bajonett abgeschoben worden war, zu uns zurück! Weil unser Hauptmann diese „Heimkehrer“ begreiflicherweise ablehnen mußte, wurden sie neuerlich abgeschoben, dann auf der Plätzwiese eine zeitlang zu Trägerdiensten verwendet und schließlich an die russische Front geliefert.

Nach unserer Vereinigung mit dem Feldregiment (21. Juli 1915) bekam ich wieder eine Anzahl Welschtiroler in meinen Zug, zugleich auch einen Zugführer, der mir als besonders verdächtig geschildert worden war. Der Ausdruck „p. u.“, das heißt politisch unverläßlich, oft nur die Folge einer gemeinen Verleumdung, haftete wie ein Fluch auf manchem Namen. Er konnte nur durch vielfache Proben andauernder und aufopfernder Pflichterfüllung, wie sie auch mein braver Dalmonego erbrachte, getilgt werden. „P. u.“ bedeutete Ausschluß vom Urlaub und strenge Überwachung. Wer nicht tatsächlich „p. u.“ war, konnte aus Verzweiflung zum „p. u.“ werden. Besonders schlecht waren die armen Burschen aus dem Grenzgebiete daran, die man bei Ausbruch des italienischen Krieges aus den väterlichen Häusern geholt, in Trient gemustert und sofort zum Ersatzkörper geliefert hatte²⁾. Von solchen Leuten war allerdings kein aufopfernder Patriotismus zu erwarten. Nur das leichtere südländische Temperament konnte sie vor dauernd trüber Stimmung bewahren; sie jammerten wohl oft, waren aber bei Gelegenheit vergnügt und lustig wie die kleinen Kinder. Ihr schöner Gesang gewann alle Herzen. Mit Söhnen anderer Stämme unseres vielsprachigen österreichischen Vaterlandes konnte man niemals so viel und so herzlich lachen, wie mit unseren italienisch sprechenden Landsleuten. Der Anführer mußte freilich fort und fort die Mißachtung auch der einleuchtendsten Befehle erfahren. Als wir hinter Görz wegen der Cholera-gefahr in Quarantäne lagen, war z. B. das Verbot des Obstessens bei unseren Italienern am schwersten durchzuführen. Ein Welschtiroler war natürlich das erste Todesopfer, dem viele andere folgten.

²⁾ Im Juli 1917 stand einer meiner Jäger vor dem Kriegsgericht unserer Division. Er war im Sommer 1915, siebzehnjährig, einer Landsturmarbeiter-Kompagnie durchgebrannt und sollte sich dafür verantworten. Ich war eigentlich nur als Dolmetsch beigezogen. Weil ich als sein Vorgesetzter nur Gutes zu berichten hatte, war ich zugleich sein Verteidiger. Als ich aber seine Leidensgeschichte verdolmetschte, wirkte es wie eine Anklage gegen ein verfehltes System. Ein halbes Kind noch, wurde er seinen Eltern entrisen. Kaum nach der Flucht heimgekommen schon verhaftet, war er in den Militärdienst gesteckt und wie ein Sträfling ins Feld geliefert worden, ohne jemals Urlaub erhalten zu haben. Der gute Angelo wurde freigesprochen.

Am Isonzo und später in den Dolomiten hatte ich dann Gelegenheit, unsere italienischen Kaiserjäger im Gefecht zu beobachten. Im allgemeinen hielten sie sich nicht minder ehrenvoll als ihre deutschtirolischen Kameraden. Mir ist daher wenig Charakteristisches in Erinnerung geblieben. Nur eine häßliche Szene, die ich am oberen Isonzo mitansah, bleibt mir unvergeßlich. Ein Mann meines Zuges, namens Peterlini, bekam einen Schuß in den linken Arm. Vom Geschoß zersplitterte Steine hatten ihn auch im Gesicht verletzt, so daß er blutüberströmt als Mann der Schmerzen vor mir kauerte. Mit erhobenen Händen flehte er um Gnade; andere aber riefen mitleidslos: „Der Schuft hat sich selbst angeschossen und gehört vors Kriegsgericht!“ Ich sorgte, daß der Mann verbunden und ins Spital geliefert wurde. Anzeige erstattete ich keine. Ob er schuldig war oder nicht, läßt sich nicht sagen, jedenfalls wäre es ihm leichter gewesen, die paar Schritte zum Feinde zu machen, als sich so schwer zu verletzen.

In einem anderen Falle erwies sich später die Unschuld der Welschtiroler. Es war Ende August 1915, als plötzlich der strenge Befehl kam, keinen unserer Italiener mehr im Telephondienst zu verwenden und überhaupt jedes Telephongespräch über Stellungswechsel und dergleichen zu vermeiden, da den Feinden noch alles verraten worden sei. Erst monatelang später klärte sich das Geheimnis auf, denn es vermochten die Gegner durch einfaches Versenken von Kupferplatten in die Erde einen Fernanschluß an unsere Erdleitung zu gewinnen und so bequem zur Kenntnis unserer Gespräche zu gelangen. Damals allerdings richtete sich das allgemeine Mißtrauen gegen unsere Trientiner. Ein Reservatbefehl nach dem anderen forderte zu größter Vorsicht auf. Nichtsdestoweniger nahm ich mit Vorliebe Jäger italienischen Stammes, die mir wegen einiger Sprachkenntnisse besonders zugetan waren, auf Patrouillengänge mit. Mein Vertrauen wurde nicht getäuscht. Auch in schwierigen Lagen bewährten sie ihre Treue. Meine welschtirolischen Chargen verdienen alles Lob. In den Oktoberkämpfen an der Dolomitenstraße bewunderte ich den Mut und die Entschlossenheit dieser braven Männer. Nur ein einziger war darunter, der nach richtiger „Heldenart“ seinen Schädel wohl gedeckt hielt, mit hochgehobenem Gewehr aber Schuß auf Schuß blind hinauspulverte. Ich hatte darüber solche Wut, daß ich ihn am Kragen packte und angesichts des Feindes in die Höhe zog. Am selben Tage, es war der 20. Oktober 1915, kam zufällig ein Befehl, wir sollten zu einem Skikurs eine Charge abgeben. Die guten Leute waren unersetzlich. Ich hatte niemanden, den ich bei Fortdauer des feindlichen Angriffes entbehren wollte. Wohl oder übel mußte ich einen Menschen ins Hinterland schicken, der eher vor das Kriegsgericht gehört hätte. Hinterher hat mich das lang geärgert — ist das nicht jedesmal geschehen, daß im Augenblick der Gefahr der Gute eingesetzt wurde, während Unverläßliche sich sicherer Ruhe erfreuten? — Der Feigling war fort und kam nicht wieder. Die anderen Welschtiroler haben sich in den folgenden heißen Tagen nach wie vor brav benommen. Mein Zugsführer überbot sich an Aufmerksamkeit und Unerschrockenheit. Er war Tag und Nacht auf den Füßen, schloß sich mir getreulich an, wenn ich Posten um Posten aufsuchte und kümmerte sich, ungeachtet des heftigen Sperrfeuers, stets um die Verpflegung unserer Leute. Von den anderen Chargen gilt dasselbe. Die silbernen Tapferkeitsmedaillen, die Zugsführer Dalmonego, Einjährig-Freiwilliger Unterjäger Zeni

und Patrouilleführer Perini für ihr Verhalten bei Ruffreddo erhielten, waren ehrlich verdient.

Von einer Ausnahme abgesehen, hatte ich also mit meinen Welschtirolern gute Erfahrungen gemacht und die Überzeugung gewonnen, daß sie bei Hochachtung ihres Ehrgefühles im allgemeinen gute Soldaten wären. Leider mußte man aber immer wieder vom Verschwinden gut angeschriebener Leute hören, ohne daß ein besonderer, unmittelbarer Anlaß zu ihrem Entschlusse bekannt war. Besonderen Eindruck machte bald nach Neujahr 1916 die Desertion eines mehrfach dekorierten Zugführers, der beim Regimentskommando als Einserjäger eingeteilt war und viel Vertrauen genoß. Wenige Tage darauf stand das Kommando unter dem Feuer der italienischen 28er Mörser, was offensichtlich einen Zusammenhang mit seiner Fahnenflucht hatte.

Man konnte dem Besten nicht mehr trauen. Wir nahmen unsere Welschtiroler zwar noch mit nach Vielgereuth (Folgaria). Einige Zeit vor der Mai-Offensive von 1916 kam jedoch der Befehl, alle unsere Italiener ausnahmslos zum Kader abzuschicken. Dieser Befehl wurde im großen und ganzen durchgeführt. Einzelne Kommandanten behielten trotzdem unter eigener Verantwortung ein paar besonders bewährte Leute zurück. Ich hörte von solchen, die damit nur die besten Erfahrungen machten und in aufrichtiger Hochschätzung davon erzählten, wie tapfer sich diese Welschtiroler mit ihren gleichsprachigen Feinden schlugen. Die braven Italiener der 9. Kompagnie, der Zugführer Dalmonago, der Patrouilleführer Perini, auch der Jäger Toller, der auf Patrouillengängen mein treuer Begleiter war und die anderen alle mußten weggegeben werden. Tränenden Auges nahm mein Dalmonago Abschied von seinen deutschen Gefährten. Dem einzigen Dellagiacomma gelang es, zurückbleiben zu dürfen. Er starb als Kaiserjäger.

Leider muß auch ein Fall erwähnt werden, der ein Beispiel übel gelohnten Vertrauens ist. Es befand sich beim 3. Regiment der Tiroler Kaiserjäger ein seit Jahren bewährter Unteroffizier, der Zugführer Lughnerini. Im Hinblick auf sein Wohlverhalten und seine Auszeichnungen ermöglichte ihm Oberst Fischer vom See das Verbleiben beim Regimente. Durch Monate war nichts Auffälliges zu bemerken. Der Mann schien unbedingt verlässlich zu sein, daher wurde ihm der Gefechtsstand seines Regimentskommandanten nicht verheimlicht. Anfangs Oktober 1916 desertierte Lughnerini zum Feinde. Oberst Fischer von See fiel am 11. desselben Monats einer wohlgezielten Granate zum Opfer.

Die vom Regimente eingetroffenen Welschtiroler wurden zugleich mit neueingerückten Reservisten und Rekruten in Innsbruck zur 3. Ersatzkompagnie eingeteilt. Diese „Kompagnie“ hatte zeitweilig die Stärke eines Regiments. Im Mai 1916 bestand sie z. B. aus 1500 Mann, die in zwei Bataillone eingeteilt als Nordtransporte Nr. 22 und 23 ihrem Abschub nach Rußland entgegensahen. Dort pflegte man sie an ungarische und böhmische Regimente zu verteilen. Nach schlechten Erfahrungen begann man, ihnen sprachkundige Offiziere nachzuschicken oder mitzugeben. Man entsandte auch der italienischen Sprache mächtige Feldkuraten an die Ostfront, um den Leuten entgegenzukommen und sie aufzumuntern. Mit einigen anderen Offiziersanwärtern, die sich mit unseren Italienern verständigen konnten, wurde auch ich aus dem Frontregiment herausgezogen und der genannten Ersatzkompagnie

zugeteilt. Dort fand ich noch einige Bekannte von Sexten und von Ruffreddo, freilich alle sehr verbittert. Man mußte seine Gründe haben, die Welschtiroler so streng von der Außenwelt abzuschließen und um ihr Lager in der Völser Straße Wachposten mit aufgepflanzten Bajonetten zu stellen. Wie weit diese demütigende Behandlung mit den Ansichten des Armeeeoberkommandos übereinstimmte, läßt sich schwer entscheiden. Die Dienstvorschriften legten sonst besonderes Gewicht auf menschliche Behandlung aller Untergebenen ohne Unterschied ihrer Nation. Die besonderen Innsbrucker Verhältnisse, die Nachbarschaft einer Unterkunft mit übel gesinnten Evakuierten von der südlichen Reichsgrenze, auch eines Lagers mit italienischen Kriegsgefangenen, mögen diese strenge Absonderung begreiflich machen. Freilich war sie auf die Betroffenen, soweit sie einen Funken militärischen Ehrgefühls hatten, von nachteiligstem Einfluß.

Im September 1916, kurz nach meiner Ernennung zum Leutnant der Reserve, traf mich der Befehl, als Zugskommandant des k. u. k. 99. Infanterieregimentes nach Znaim abzugehen. Ich fand dort freundliche Aufnahme und einen guten Zug. Die Mannschaft bestand meist aus jungen Burschen des Geburtsjahrganges 1898; sie stammte zum Großteil vom Nonsberg. Mir war das sehr willkommen, denn die ländliche Bevölkerung war noch lange nicht vom Irredentismus ergriffen und verhielt sich schon aus wirtschaftlichen Erwägungen ablehnend gegen die Wünsche der Trientiner Signori. Ich fand auch einen tüchtigen Zugsführer vor, Dusatti aus Nago, auf den ich mich verlassen konnte. Die Stimmung meiner Leute war wohltuend gut im Gegensatz zu den unerquicklichen Innsbrucker Verhältnissen. Es fehlten die nationalen Gehässigkeiten. Kein Mensch warf ihnen vor, daß sie „verdammte Welsche“ seien. Man betrachtete diese braunen Burschen in Znaim mehr mit jener Vorliebe und Anteilnahme, die man Wunderkindern entgegenbringt. Man bat sie nur immerfort zu singen und die fünfzig taten es mit solcher Schneid und Treffsicherheit, daß das ganze Marschbataillon sofort viel strammer marschierte, wenn sie begannen. Sie gaben unter anderem das Tripolis- und das Bersaglieri-Lied zum besten, aber mit kleinen, für den österreichischen Soldaten notwendigen Änderungen. „Wir gehen nach Rußland“, statt nach „Tripolis“, wir sind „Cacciatori“, statt „Bersaglieri“. Sie wußten noch eine ganze Reihe wohl lautender Marsch- und Liebeslieder, deren zum Teil stark erotischer Text zum Glück nicht verstanden wurde. Meine Welschtiroler gehörten bald zu den erklärten Lieblingen der Znaimer Bevölkerung, die unseren am 20. September 1916 erfolgten Abgang ins Feld offensichtlich herzlich bedauerte.

Am lustigsten war es immer, wenn ich am Exerzierplatz die Rüstungen abhängen ließ und ein Spiel, sei es „Drittabschlagen“ oder nur einen gegenseitigen Sturm kommandierte. Da haben auch die paar alten Leute getollt und gejubelt. Die schwerfälligen Neunundneunziger schauten verwundert zu, es war ihnen vieles an meinen Leuten nicht recht verständlich. Sie staunten auch über das viele Geld, das ihnen fort und fort aus der Heimat zugeschickt wurde, das die darbanden Mütter und Frauen sich hart absparen mußten und von den Jägern mit einer Selbstverständlichkeit für Schleckereien und wertlose Kleinigkeiten hinausgeworfen wurde, als ob sie alles kaufen mußten, was ihnen in die Augen fiel.

Ähnlich wie in Znaim war es auch bei unserer weiteren Ausbildung in der Gegend von Cholm. Abgesehen von ein paar verwehrlost aufgewachsenen Burschen, die beim Exerzieren stets nachhinkten und allen Reinigungsversuchen zum Trotz die verlaustesten Kerle des ganzen Marschbataillons waren, hatte ich mit meinen welschtirolischen Rekruten viel Freude. Auch nach Jahren habe ich von ihrer Anhänglichkeit an mich erfahren.

Nach unserem Eintreffen beim Feldregiment gedachte man die Leute dadurch an Selbständigkeit zu gewöhnen, daß man sie auf verschiedene Kompagnien verteilte. Die Schwierigkeit der fremden Sprache zwang bald wieder zu ihrer Vereinigung³⁾. Die wenigsten waren nämlich des Deutschen hinlänglich mächtig, um ihre Beobachtungen über den Feind weitergeben zu können. Nur wer sich als Arbeiter in deutschen Gegenden aufgehalten hatte, konnte Meldungen in deutscher Sprache erstatten. So sagte der kleine Jäger Tonetti einmal beim Rapport: „Err Leinat, i melt gehor, di Saumeis hent mer det Sekeli mit dem Zwieback ussgfresse (Herr Leutnant, ich melde gehorsamst, die S-mäuse haben mir das Zwieback-Säckchen ausgefressen)!“ —Er war nämlich in Wangen Fabrikler gewesen. Dort hatte er wenigstens „Schwäbeln“ gelernt.

Die ersten Monate unseres Aufenthaltes an der russischen Front vergingen im regelmäßigen Wechsel von vierzehntägigem Grabendienst und gleichlangem Aufenthalt in der Reservestellung. Im Februar 1917 kam noch ein zweiter Südtiroler Zug unter Kommando des Leutnants Clara, eines Ladiners zu unserem Regiment. Dieser hatte mit einem Nordtransporte die Sommerkämpfe von 1916 mitgemacht und stellte der Tüchtigkeit der Welschtiroler im allgemeinen das beste Zeugnis aus. Auch beim 99. Infanterieregimente hielten sich unsere Leute andauernd brav. Nur eines hatte ich fort und fort an ihnen auszusetzen: Ihre große Geschwätzigkeit.

Wir hatten, so oft wir in Reserve waren, jede andere Nacht in die erste Linie zu gehen, um Material hinauszutragen oder Schnee zu schaufeln. Ich mochte vorn zur Ruhe mahnen, dann gab es hinten ein Gelächter oder Gemurmel. Ich mochte einen Augenblick dazu schweigen, dann gab es schon einen solchen Krawall, daß der Feind unbedingt von unserer Anwesenheit Kenntnis erlangen mußte. So ist es mir oftmals passiert, daß in sonst ruhigen Nächten plötzlich auf uns Schrapnells einhersausten und mit donnerndem Schalle zerplatzten. Das war dann eine wilde Flucht, wenn diese pfauchenden Grüße kamen! Da haben die Kerle schreckerfüllt nach ihrer Mutter und allen Heiligen geschrien, da waren sie ein paar Minuten voll Angst und darnach kamen sie gewöhnlich mit lautem Disput über die Größe der überstandenen Gefahr aus ihren Schlupflöchern herausgekrochen.

Zum Glück war es bei verschiedensten Gelegenheiten monatelang gut ausgegangen. Der erste Verwundete war ein Einjährig-Freiwilliger namens

³⁾ In seinem Buche „Der österreichische Soldat im Weltkrieg“, Graz, 1933, schreibt Oberleutnant i. d. Res. Otto Gallian des k. u. k. Infanterieregimentes Nr. 99 auf S. 60 über meine Welschtiroler: „... Auch wir erhielten beim Bataillon einen Zug solcher Tiroler. Ihr Leutnant, ein junger Deutschiroler, war der einzige Mensch, mit dem sie sich verständigen konnten, und so hingen die jungen Welschtiroler mit kindlicher Verehrung an ihm, der wirklich wie ein Vater für sie sorgte. Abends saßen sie dann still beisammen und sangen ihre schmachtenden italienischen Lieder und träumten in einer fremden Welt von ihrer südlichen Heimat und ihren Bergen ...“.

Dampieri, der aber nur eine harmlose Schrapnellverletzung am linken Arm bekam. Am 21. März 1917 fiel einer meiner bravsten, der Jäger Osti aus dem Nonsberg, ein treuherziger, stets frohgemuter junger Mensch, durch einen Zufallstreffer auf der Feldwache. Bald darauf hatte auch der Zug des Leutnant Clara einen schweren Verlust durch den Tod des Jägers Lorenzi, eines Lehrers im Zivilberufe. Er war auf traurige Weise zugrunde gegangen: Die Russen winkten, wie so oft, zu uns herüber. Allen Verboten zum Trotz mußten unsere Südtiroler auf die Brustwehr steigen, um den Gruß zu erwidern. Die von Engländern geleitete feindliche Artillerie hatte natürlich ein leichtes Ziel. Aber nicht einmal der wiederholte Hinweis auf diesen beklagenswerten Vorfall vermochte unsere Jäger vorsichtiger zu machen. Auf leichtsinnige Weise riskierten sie jederzeit ihr Leben; als ich aber zu einem Erkundungsvorstoß zehn Mann brauchte, wollte kein einziger mit mir gehen; ich mußte Deutsche und Tschechen nehmen. Man wollte in der gegenüberliegenden russischen Stellung verdächtige Angriffsvorbereitungen bemerkt haben. Das Divisions-Kommando verlangte bewaffnete Aufklärung. Da ich vertretend als Sturmzugsführer des Bataillons fungierte, hatte ich sie durchzuführen. Meine Kameraden spotteten: „Du siehst, wie du dich auf deine lieben Katzelmacher verlassen kannst!“. Ich war anfänglich schwer gekränkt, bis ich hörte, daß mein Diener die Vorbesprechung des Unternehmens belauscht und das ganze Hin und Wider der Meinungen und Bedenken in entsprechender Aufmachung unter seinen Connazionali verbreitet hatte. Der leidlich gute Ausgang mit nur einem Verletzten und die mir und den anderen zu Teil gewordene Anerkennung verschafften mir die Gewißheit, von meinen Leuten ein anderesmal nicht mehr im Stich gelassen zu werden; leider kam es nicht mehr dazu.

Wir wurden im Übrigen als Arbeitszüge verwendet und hatten in den schweren Zeiten nach der Schneeschmelze, die erst gegen Ende März eintrat und in wenigen Tagen alle unsere Stellungsbauten im russischen Sumpf versinken machte, vollauf zu tun. Nacht für Nacht mußten wir neues Baumaterial in die Stellung schleppen, die Brustwehren und überschwemmten Unterstände wieder herstellen und quer durch den Sumpf lange Abzugsgräben herausstechen. In den unter Wasser gesetzten Zugangswegen war es unmöglich, zu gehen, noch dazu mit den langen Balken, den geflochtenen Hürden und Faschinenbündeln weiterzukommen. So mußten wir stets über einen Streifen freien Feldes, der wie eine Insel aus dem Wasser ragte, ungedeckt in die Stellung hinaus. Und wenn der Mond die Wolken zerriß oder lautes Geschwätz unser Kommen verriet, setzte ein wildes Maschinengewehrfeuer ein und das ging, wenn wir uns an den Boden preßten, so knapp über unsere Köpfe hinweg, als wollte man uns die Haare einzeln herunterschießen. In einem solchen Falle, als einer neben mir mit einem Schulterschusse stöhnend am Boden lag, lernte ich neuerlich die Kaltblütigkeit und Aufopferung schätzen, mit der meine Welschtiroler ihren verwundeten Kameraden, obwohl er ein Tscheche war, in Sicherheit brachten. Bei diesen gefährlichen Arbeiten kamen die ersten meiner Mannschaften zu wohlverdienten Auszeichnungen.

Es kristen jedoch damals schon Gerüchte über die in einem benachbarten Abschnitte erfolgte Desertion eines Welschtiroler Offiziers mit sechzehn seiner Leute. Auch bei unserer Division wuchs das Mißtrauen gegen die Fremdlinge. Schließlich kam anfangs März 1917 ein Reservatbefehl, es dürfe keiner mehr

davon vor der Brustwehr verwendet werden, also nicht mehr zu Patrouillen, auf Feldwachen, Horchposten oder zum Hindernisbau. Die Durchführung dieses Befehls, der nicht geheim bleiben konnte, geschah nicht immer mit der nötigen Rücksichtnahme auf das Ehrgefühl meiner Leute und legte den Grund zu einer tiefen Verstimmung. Am 6. Mai folgte der Befehl, sämtliche Italiener eines jeden Regimentes aus der Front herauszuziehen und an die Regimentspionierabteilungen angegliedert nur mehr zu Arbeiten in den Reservestellungen zu verwenden. Darum wurden wir als Italienerhalbkompagnie formiert, der Technischen Kompagnie angehängt und in der Nähe des Regimentskommandos im sogenannten Badewalde, der sich wie ein Igel mitten aus dem Sumpflande erhob, untergebracht. Wir hatten an den Nachmittagen an vom Feinde nicht eingesehenen Stellen Rasenziegel zu stechen und die übrigen Baumaterialien vorzubereiten; nach Eintritt der Dunkelheit schoben wir sie mit der Rollbahn nach vorn und arbeiteten an der Wiederherstellung der zerstörten Verbindungsgräben und der im Sumpfe versunkenen b- und c-Linie. Weil die Arbeit meist im Akkord vergeben wurde, mußte die vorgeschriebene Arbeitszeit von sechs Stunden nur in wenigen Fällen eingehalten werden. So kamen meine Leute, die sehr geschickt und eifrig arbeiteten, meist vor Mitternacht wieder zurück. Das über die Zurücksetzung anfangs beleidigte Ehrgefühl meiner Leute wich beim verhältnismäßig angenehmen Dienste bald einer befriedigten Stimmung. Sie sagten: „Wenn man uns schon nicht trauen will, dann soll man uns nur recht weit nach hinten schicken!“

Unsere Welschtiroler sind nicht das gleiche kernige Geschlecht wie ihre deutschen Landsleute; bei der anerkennenswerten Schneid so mancher Italiener, eigener wie feindlicher, wäre es jedoch ungerecht, ihr Versagen auf Feigheit zurückzuführen; die Schuld lag schon vom Anfange an im Mangel an österreichischem Bewußtsein. Die allzu nachgiebige österreichische Verwaltung hatte es ihnen allerdings nicht einzupflanzen vermocht. Es war doch vorgekommen, daß die Polizei im österreichischen Trentino verboten hatte, die „provokierende“ österreichische Fahne zu hissen! Über Drängen des deutschen Verbündeten hatte man im Winter 1914 auf 1915 ihre engere Heimat, Welschtirol, dem italienischen Nachbarn als Friedensopfer angeboten. Wie sollte man noch Opfermut für Österreich verlangen? Umso höher stehen jene braven Welschtiroler da, und das waren nicht wenige, die ihrem geschworenen Soldateneide trotzdem treu geblieben sind.

Von meiner Kompagnie will ich weiter erzählen. Wir hießen, wie gesagt, zuerst „Italiener-Halbkompagnie“. Das Regimentskommando zeigte großes Interesse an dieser Schöpfung. Ich mußte, als ihr Oberhaupt, jede Woche über meine Erfahrungen mündlich berichten und fand bei meinen Wünschen stets möglichstes Entgegenkommen. Als mir nach und nach Mannschaften zuwuchsen — der höchste Stand betrug 126 Mann — errang ich die Namensänderung in „Jägerkompagnie“, weil manche meiner Leute die Bezeichnung „Italienerkompagnie“ als eine Beschimpfung auffaßten. Ich konnte auch verschiedenen, die aus dem Kriegsgebiet stammten und wegen des üblen Beinamens „p. u.“ (politisch unverläßlich) schon seit mehr als zwei Jahren keinen Urlaub erhalten hatten, die Heimkehr auf ein paar Wochen verschaffen. Keiner einziger davon ist durchgegangen; solange ich mit Welschtirolern zu tun hatte, ist mir kein einziger desertiert! Auch sonst benahmen sie sich bestens.

In den fünf Monaten, in denen ich die Kompagnie hatte, ereignete sich nur ein einziger Kameradschaftsdiebstahl, doch hatte es sich dabei nur um eine Fleischkonserve der Reserve-Portion gehandelt. Nur über eines hatte ich mich fort und fort zu ärgern, nämlich wieder über die Unvorsichtigkeit meiner Leute. Was hatte ich fort und fort gepredigt, die Leute sollten sich bei Tag außerhalb des Waldes nicht zeigen und jede Möglichkeit vermeiden, den Beobachter, der im russischen Fesselballon saß, auf unser Lager aufmerksam zu machen! Bis dann eines Nachmittags (am 25. Juni 1917) an 400 Ekrasitgranaten plötzlich in den Badewald sausten, Bäume zersplitterten, in die Unterkünfte schlugen und die Feldbahngleise zersprengten. Da lagen meine Helden dann jammernd am Schutzdamm beim Stawok-Kanal. Warum hatten sie auch rings um den Kanal Frösche gefangen und Feuer angemacht? Leider kostete der Feuerüberfall einem meiner Leute, dem Jäger Agosti, das Leben. Wieder aber konnte ich beobachten, wie kaltblütig sie sich um die Rettung verwundeter Kriegsgefährten bemühten. Dem Oberjäger Sartori, den Jägern Leoni und Magg — letzterer war ein mir als besonders unverlässlich beschriebener Hotelierssohn aus Trient — wurde für ihre treue Aufopferung die bronzene Tapferkeitsmedaille zuteil. Fortan wurde unser Lager Tag für Tag mit solchen Überraschungen, auch mit Gasgranaten, bedacht, bis ich es, um weitere Verluste zu vermeiden, anderswo aufschlagen mußte.

Der Sommer 1917 brachte sonst wenig Veränderung unserer Tätigkeit. Man munkelte von einer bevorstehenden Verlegung des 99. Infanterieregiments an die italienische Front und fragte sich, was dann mit den Welschtirolern zu geschehen hätte. Verlässliches konnte man nicht erfahren.

Ende August fuhr ich in Urlaub. Als ich zurückkehrte, waren meine Mannschaften schon fort. Ich verabschiedete mich von den gastfreundlichen Neun- und neunzigern und fuhr nach Kowel zu meiner Kompagnie. Ich traf die Leute im dortigen Austauschlager, fand sie aber übel verändert. Sie beschwerten sich über dieses und jenes; sie waren über die Art des plötzlichen Abschubs ergrimmt, auch schien die bisherige Einigkeit unter meinen Jägern zerrissen. Der zersetzende Einfluß politisch verseuchter Elemente zeigte sich ganz offensichtlich, denn im Lager waren an 15 solcher Abteilungen, teils Südtiroler, teils Görzer und Triestiner, zusammengezogen, um an die rumänische Front verschickt zu werden.

Am 21. September kam der Befehl zum Abmarsch. Jeder Mann faßte für drei Tage Brot und dann marschierten wir zum Bahnhof. Dort hatte man aber vergessen, den Transport zusammenzustellen. Im Drang des Krieges konnte das leicht vorkommen. Das vorzügliche österreichische Transportwesen sei gewiß nicht kritisiert. Auch im deutschen Heeresdienst habe ich 1942 auf der Fahrt zur Krim meine Wunder erlebt. — Wir mußten also bis zur Dunkelheit warten, bekamen dann einen schnell zusammengestoppelten Zug mit Waggons der verschiedensten Größe. Eine gerechte Verteilung der Plätze war nicht mehr möglich, wir wurden eiligst hineingedrängt und fuhren schon ab. In Wladimir Wolhinsky wurden nächtlicherweile noch ein paar hundert Mann hineingestopft; das war der Beginn einer Leidensfahrt wie sie noch keiner der mitreisenden Offiziere erlebt hatte. Dem Transportkommandanten, Hauptmann i. d. Res. Lazzari aus Görz, war allerdings eine allzu schwierige Aufgabe zugemutet.

Nach einer schlaflosen Nacht brachten wir am Morgen des 22. September auf der ersten Haltestelle, so gut es ging, die Mängel der überhasteten Einwaggonierung in Ordnung. Freilich ging das nicht ohne Reibungen der Kompagniekommandanten untereinander und Streitigkeiten zwischen den Mannschaften ab. Für jeden Waggon wurde eine verantwortliche Charge bestimmt; trotzdem aber sprang alles heraus, sobald der Zug irgendwo hielt und schüttelte sich die Äpfel von den Bäumen.

Man mochte den Leuten sagen: „Ihr habt ja ordentliche Menage gehabt und braucht nicht Hunger zu leiden! Ihr habt genug gefaßt!“ — „Ja, das Brot, das haben wir längst schon gegessen!“ hieß es dann.

Am nächsten Tag wurden schon die Kartoffeläcker, die Krautgärten geplündert. Zäune wurden ausgerissen; in jedem Waggon brannte ein Feuer am bloßen Holzboden. Hat vorne ein Inspektionsoffizier dagegen gewettert, haben die hinten sich lustig gemacht. Kam einer der Offiziere heran, hörte man schon den Alarm: „Guarda la polizia!“ (Obacht, die Polizei!). So war die Fahrt durch Galizien ein fortwährendes Rauben und Plündern. Auf den Verpflegsstationen wurden die Wächter davongejagt, was nicht niet- und nagelfest war mitgenommen. Wir Offiziere waren vollkommen machtlos dagegen. Als wir uns dem Uskoker Paß näherten, versuchten wir es, die Waggonen strafweise abzusperrern. Natürlich mußten wir unsere Getreuen höchst eigenhändig hinter Schloß und Riegel setzen, weil sich keine Charge dazu hergeben hätte. Auch die besten versagten. Leute, denen ich Beförderung und Urlaub verschafft hatte, waren wie ausgewechselt. Die Leute brüllten wie wilde Tiere aus ihrem Käfig, sie schrien und tobten, aber schließlich waren die Türen wieder sämtlich offen und wir die Blamierten. Mancher von uns hätte mit seinem Revolver am liebsten in die Bande hineingeschossen; Besonnenere wehrten dringend von diesem selbstmörderischen Vorgehen ab. — Besonders trug zur Erbitterung unserer Leute bei, daß man ihnen, als „Italienern“, in der Paßstation die Kriegsgefangenenkost, dünne Polenta-Suppe, vorgesetzt hatte. Die arme Bahnwache mußte das büßen.

Ein allgemeiner Schrecken muß unserer Ankunft vorausgegangen sein. Beispielsweise gab der Bahnhofskommandant von Marosvasarhely folgende uns später bekanntgewordene Warnung aus: „Transport Nr. 45.457, 22 Offiziere, 1449 Mann, lauter Anarchisten, welche vom südlichen Kriegsschauplatz deshalb hierher gekommen sind, weil sie dort eine Revolution angezündet haben.“ Zur Zeit, als wir in Debreczin das Frühstück bekamen, wurde unserem Zuge ein Wagen mit etwa zwanzig Zivilisten angekuppelt, ohne daß wir wußten, was dies zu bedeuten hätte. Während die Mannschaften in Großwardein ihr Mittagessen erhielten — natürlich wurden auch hier die alten Honveds der Bahnhofswache durchgeprügelt! — entpuppten sich die Zivilisten als Detektive! Sie hatten nämlich den Auftrag, den Zug nach Bomben und Handgranaten zu durchsuchen, denn sie trauten unseren Leuten ein Attentat gegen den erwarteten Hofzug des deutschen Kaisers zu. Außer der normalen Munition war nichts zu finden; die Erbitterung der Leute war jedoch wegen dieser kränkenden Durchsuchung aufs höchste gestiegen. Man gab den Offizieren die Schuld, daß diese solches veranlaßt hätten und warf Steine durch die Scheiben der Offizierswägen. Am selben Tag wurde noch die Bahnrestauration in Koksard beraubt und in Marosvasarhely ein Güterzug gestürmt und

Sardinien und Speck kistenweise als Beute mitgenommen. Am 26. September 1917 näherten wir uns endlich St. Miklos, der Schlußstation unserer Fahrt. Wir dachten mit einigem Unbehagen der kommenden Ereignisse: peinliche Untersuchungen, Kriegsgericht. Den Offizieren würde natürlich die ganze Verantwortung aufgebürdet werden. Jede eigene Unzulänglichkeit kam mir beklemmend zum Bewußtsein. Aber noch weit mehr kränkte mich das bittere Empfinden übel belohnter Liebesmühen. Ich sehnte mich fort aus solcher Umgebung und beneidete jeden, der einer in Ehren kämpfenden Fronttruppe angehörte. — Bei unserer Ankunft ereignete sich das Unerwartete, das nur leichtbeschwingte Südländer zustandebringen konnten. Die Mannschaft zeigte sich manierlich, sobald sie festen Boden unter den Füßen hatte! Die Chargen sprangen dienstteifrig vor und alles tat als ob nichts gewesen wäre. In bester Ordnung zogen wir in das zwei Stunden entfernte Gyergio-Alfalu. Dort erwarteten uns ein Bataillonskommendant, Hauptmann Pattay aus Triest, ein Adjutant, ein paar Fahrküchen und einige Reservatbefehle, die von versöhnlicher Milde strotzten. Auf solche Weise erfolgte die Gründung des Bataillons Südwest Nr. 3. Wir hatten jetzt die Aufgabe, aus dem bunten Gemisch von Trientinern und Triestiniern ein paar kriegsstarke Kompagnien und die nötigen Sonderabteilungen zu formieren. Am nächsten Tag schickte uns das Korpskommando auf unsere dringende Bitte noch ein paar unzulänglich ausgebildete Kanzleikräfte und einiges Fuhrwerk. Im übrigen mußten wir uns mit den armseligsten Hilfsmitteln notdürftig einrichten.

Schon am 30. September wurden wir vom Korpskommandanten besichtigt. Wir rückten aus, so gut als es eben ging, manchen fehlten sämtliche Blusenknöpfe, dem das Knie der Hose, einem anderen ein ganzes Hinterteil. Sonst aber stand Südwest schneidig zum Empfange. Der General war ganz erstaunt über das prächtige Soldatenmaterial, das im Siebzehnerjahre sonst, leider Gottes, meist unter dem Rasen ruhte. Er ging durch die Reihen, schaute den Männern ins Gesicht, die vor ihm standen — da waren kühne, kraftvolle Gestalten darunter und junge Burschen, so schön wie die Engel! — er nickte manchem freundlich zu, sprach ein paar italienische Worte mit ihm, fragte nach Urlauben, Verwundungen, Dekorationen und klopfte ihm auf die Schulter. Den versammelten Offizieren hielt er dann eine Ansprache: das Armeekommando wolle diesen Leuten ihre begangenen Ausschreitungen nachsehen, jetzt aber müsse ein neues Leben für sie beginnen. Man müsse alles tun, um sie zu tüchtigen Soldaten zu machen, denn es wäre ewig schade, wenn diese Prachtkerle für Österreich verloren gingen. Er hätte aber bemerkt, wie viele nach jahrelangem Frontdienst noch ohne Urlaub und Auszeichnung wären. Er erwarte daher, daß wir die vergangene Zurücksetzung möglichst bald gutmachen würden. Freilich müsse die Liebe mit Strenge gepaart sein. Auch der Armeekommandant sprach bald darauf in ähnlicher Weise zu uns. Wir mußten daraus den ehrlichen Willen unserer vorgesetzten Kommandos erkennen; leider waren die Verhältnisse nicht mehr darnach, aus unserem Bataillon eine verlässliche kriegstüchtige Truppe zu machen.

Wir Offiziere schrieben und schrieben an Auszeichnungsanträgen für unsere Mannschaften. Es sollte jeder, der mehr als drei Monate Frontdienst nachweisen konnte, zum Kaiser-Karl-Truppenkreuze, jeder mit mehr als zwölf Monaten zur Bronzenen, jeder einmal Verwundete ebenfalls zur Bronzenen,

jeder mehrmals Verwundete zur silbernen Tapferkeitsmedaille eingegeben werden. Ich überprüfte meine neue Mannschaft. Unter 60 Mann waren 13 verwundet gewesen, sieben davon hatten im Vierzehnerjahr Schüsse durch die Hand bekommen, einer durch die rechte, sechs aber durch die linke! Ich sah fehlende Finger oder die Narben harmloser, glatter Durchschüsse. Ich war entsetzt. Ein Kamerad aus Meran, dem ich meine Entdeckung mitteilte, daß der zehnte Teil meiner Leute eigentlich vor das Gericht gehörte, zählte in seinem Zug ebenfalls nach und fand ein ähnliches Resultat. Im Vierzehnerjahr machten solche Wunden noch felddienstuntauglich, darum kamen sie oft vor! Wer sich drücken wollte, legte heimlich einen Brotleib zwischen Hand und Gewehr, zog dann ab, und kam als Frontverletzter ins Hinterland, da kein Pulverrauch die Selbstbeschädigung verriet. In späterer Zeit nahm man auf fehlende Finger und dergleichen keine Rücksicht mehr, darum mußten auch solche „Helden“ wieder ins Feld. Wir wollten schließlich doch nichts anzeigen, um die angebahnte neue Richtung nicht zu stören und so ist zu meiner Beschämung ein wahrer Ordensregen herabgeflossen. Dagegen kamen die versprochenen Monturen und sonstigen Ausrüstungsgegenstände so spärlich, daß viele meiner Leute nach wie vor zerlumpt herumgehen mußten, obwohl es schon empfindlich kalt war.

Man hatte gemeint, uns schon bald an die Front geben zu können; die langsame und schwächliche Dotierung mit dem äußersten Bedarf zwang uns zu einem fast viermonatigen Aufenthalt in Alfalu. Am 20. Oktober 1917 wurde durch Teilung das Bataillon Südwest Nr. 4 gebildet. Es bekam in Major Schediwy einen außerordentlich tüchtigen Kommandanten, der sich getraute unsere Interessen auch vor den höchsten Instanzen zu verfechten. Zum vorläufigen Adjutanten wurde ich bestimmt, denn es hieß, der angeforderte, bewährte Adjutant sei schon unterwegs und ich solle derweilen nur mutig zugreifen. Selten mußte ich unter derart widrigen Verhältnissen arbeiten wie damals. Waren Meldungen fällig, mußte jedesmal mindestens eine Kompagnie im Rückstande sein, keine Ständemeldung war in Ordnung, alles mußte persönlich nachgerechnet werden. Es fehlte an Unterkünften, denn das Zivil zeigte sich möglichst wenig entgegenkommend, so daß man gezwungen war, schonungslos vorzugehen; es fehlte an allem und jedem. So kam ein Teil der zugewiesenen halbverhungerten und rüdigigen Pferde schon auf dem Herwege um, die meisten übrigen mußten auf Tragbahnen ins Pferdespital geliefert werden. Auch blieben die versprochenen Hilfskräfte aus, so daß wir gezwungen waren, so viel als möglich dem eigenen Stande zu entnehmen. Professionisten und Sanitätsleute fanden sich genug, Telephonisten waren zur Not vorhanden, zum Sturmzug wollte sich kein einziger melden, aber beim Ruf nach Tragtierführern sprang gleich das ganze Bataillon, sogar Einjährig-Freiwillige, nach vorn. Ende November kam endlich ein Teil der zugewiesenen Offiziere, zwar kein Adjutant, aber doch Maschinisten, Pioniere und andere mit Spezialausbildung, freilich nicht alle der italienischen Sprache mächtig, einige dafür von sehr merkwürdigen Erziehungsgrundsätzen. So stellte sich der neue Pionieroffizier, ein Slovener, mit folgender deutscher Ansprache seiner Garde vor: „Schauts mich an, ihr Schufte! Ihr werdet's mich schon noch kennen lernen! Ihr braucht euch nicht einzubilden, daß ihr da herumlungern könnt's! Ich hab' fünf Isonzoschlachten der Reihe nach

mitgemacht und werd' mit euch feigem Gesindel schon fertig werden. Und wenn sich einer muckst, da hab ich einen geladenen Revolver!"

Das Wohlgefallen unserer höheren Kommanden schwand, als die Beschwerden der Zivilbevölkerung immer zahlreicher wurden, daß Zäune abgerissen und das Holz verbrannt wurde, daß das Federvieh nicht mehr sicher war, ja daß auch fast sämtliche Hunde und Katzen der ganzen Ortschaft nach wenigen Wochen verschwunden waren. Ja, man beziehtigte unsere Leute sogar der Brandstiftung und sandte die Beschwerdeschriften bis ans Ministerium. Kurz und gut: „Südwest“ wurde als „Wildwest“ weit und breit eine traurige Berühmtheit. An den Offizieren hat es sicher nicht gefehlt. Wir hatten in Herrn Oberstleutnant Baron Pereira und Major Schediwy tüchtige Kommandanten und auch sonst erprobte Säbelchergen von langer Kriegserfahrung, die mit allen Mitteln Ausschreitungen zu verhindern suchten; aber so lebhaften Leuten und Lebenskünstlern gegenüber war nicht viel auszurichten. — Das Ehrgefühl unserer zusammengewürfelten Leute war nicht mehr groß und darum sorgten sie unbekümmert um ihr Ansehen, so gut als es ging, für ihr leibliches Wohl.

Damals, als die große Offensive gegen Italien begann, hatte unser Major noch geglaubt, es wäre das eine Gelegenheit, ihren Ehrgeiz anzustacheln. Jetzt ginge es um das Geschick ihrer Heimat! So ließ er durch die Offiziere sondieren, ob sich das Bataillon freiwillig an der Offensive beteiligen wolle? Er würde dann dem Armeekommando davon Meldung machen und wenn nötig auch Seine Majestät direkt um diese Gnade bitten. Die zweite Kompagnie ließ wirklich durch eine Deputation darum ersuchen; die erste zeigte sich gleichgültig, sie würde, wenn es dazu kommen sollte, schon mitgehen; die dritte aber lehnte glatt ab. Wieder war eine Gelegenheit vergangen, bei der unsere italienisch sprechenden Soldaten ihr Ansehen hätten wieder herstellen können.

Um Weihnachten 1917 hatten wir Marschbereitschaft. Neuerlich wurde sie uns aufgetragen um Neujahr und noch einmal am 10. Jänner 1918. So wurde jedesmal gepackt und alles derart vorbereitet, daß es unfehlbar klappen mußte. Der 12. Jänner 1918 wurde schließlich als Tag des Abmarsches festgesetzt. Da kam am Nachmittag des Vortages aus dem Etappenmagazin die telephonische Aufforderung, wir sollten sofort zehn Fuhrwerke nach St. Miklosz schicken, wir bekämen endlich die angeforderten Monturen, Schuhe und sonstigen Ausrüstungsgegenstände. Wir telephonierten, es sei nicht mehr möglich, die Wägen wären schon zum Abmarsch bepackt; die Pferde müßten geschont werden usw. Die Antwort lautete, wir bekämen sonst überhaupt nichts mehr. Wir mußten also abladen und die Wägen in das zwei Stunden entfernte St. Miklosz schicken. Erst spät in der Nacht kamen sie zurück, dann war Monturausgabe von Mitternacht bis drei Uhr früh und um sechs Uhr begann schon der Fortmarsch.

Das Bataillon, das heißt die Kompagnien, kamen nach einem zehnstündigen Marsche glücklich in der zugewiesenen Stellung nicht weit vom Bekaspasse an, wir bekamen dafür vom Abschnittskommando eine Belobung. Aber die Fahrküchen und Fuhrwerke waren nicht nachgekommen! Kommando und Division wollten fortwährend Auskünfte über Stand, Munition und Pferde; ich aber war außerstande, sie zu geben und bat nur immerfort um Vorspann, konnte aber keine Hilfe erhalten. Erst am Abend des zweiten Tages kam die

erste Küche an. Von ihrer Begleitung hörten wir die ganze Leidensgeschichte: Die Räder im Schnee versunken, die Pferde umgefallen und zum Teil krepirt! Es mußten immer drei Paar an einer einzigen Küche ziehen, da man uns statt mit den leichten Gebirgsküchen, mit den großen, gewöhnlichen Fahrküchen ausgerüstet hatte. War das Ungetüm ein paar hundert Schritte weitergebracht, mußten die Pferde verschlaufen, dann zurückgehen, die zweite und dann später erst die dritte Küche herbeiholen. Kisten und sonstige Gepäcksstücke, die sonst mit Hilfe einer Seilbahn hätten befördert werden können, mußten gänzlich zurückbleiben, weil die Seilbahn wegen einer Störung vorläufig nicht in Betrieb sei. Mit Hilfe von Artilleriepferden brachten wir am dritten Tag wenigstens die Küchen und Lebensmittel bis in die Stellung. Die Reservportionen waren mittlerweile längst schon verzehrt. Das Ausbleiben der übrigen Bagage, die zum Teil überhaupt abhanden kam, ertrug man leichter.

Der erste Stellungsbezug hatte dem Baon Südwest 4 einen Verlust von fast zwanzig Pferden gebracht; noch schlimmere Märsche sind später gekommen, die ich zum Glück nicht mehr mitmachen mußte. Einige Wochen nach unserer Ankunft erlebten wir noch eine große Genugtuung. Durch Unvorsichtigkeit der Betriebsmannschaft brannte die Endstation der Drahtseilbahn ab; unter dem Fußboden fand man ein Lager der gestohlenen Gegenstände. Davon war zwar nichts mehr zu brauchen, wenigstens war die Unschuld unserer wieder grundlos verdächtigten eigenen Mannschaften erwiesen.

Im Februar 1918 gelang es mir endlich einen Vertreter zu finden, so daß es mir möglich wurde, in den Urlaub zu fahren. Als ich nachher einrücken wollte, wurde mir mitgeteilt, daß das Bataillon soeben auf dem Marsche quer durch die Karpathen in die Gegend des Tölgyes-Passes sei. Ich könne meine Truppe auf einem bequemeren Wege mittels einer Feldbahn erreichen. Ich fand das Bataillon in einem bedauerlichen Zustand. Der Mannschaft war der Marsch zwar nicht schwer gefallen, aber jetzt mußte man wieder tagelang auf die Menage warten. Boten und Hilferufe wurden herumgeschickt, aber ohne Erfolg. Der mich vertretende Adjutant war ganz krank vor Aufregung. Ich konnte dieses Mal als stiller Beobachter zusehen. Bei dieser Übersiedlung sind vier Mann, angeblich aus Hunger, desertiert, weitere acht Mann verschwanden nach einem Wortwechsel mit ihrem Kompagniekommandanten, einem Ungarn, der sie beleidigt hatte. Während meiner Abwesenheit war mein bisheriger Bataillons-Kommandant, Major Schediwy, durch Unfall schwer verletzt worden und in ein Truppenspital gekommen. Ich hatte keine Lust mehr als Adjutant zu fungieren und bat um Einteilung zu einer Kompagnie. Daraufhin erhielt ich einen Zug in der 2. Kompagnie des Oberleutnants Dr. Hoffer, eines Landesgerichtsrates aus Hall in Tirol, mit dem ich mich immer schon bestens verstanden hatte. Wir hausten wieder im Karpathenwalde. Leider konnte ich mich des schönen Lebens nicht lange freuen. Ich hatte nur noch Gelegenheit, mit sechs Mann von Punto Rossio aus einen Patrouillengang in rumänisches Gebiet zu machen und über Tölgyes einzurücken. Ich brachte meine Leute vollzählig zurück und hatte dabei wieder die Stimmung etlicher braver Welschtiroler kennen gelernt, die treu zu ihrem österreichischen Vaterlande hielten und sich über widerfahrene Kränkungen sehr beklagten. Wenige Tage darnach, am Morgen des Karsamstages 1918, kam mir unerwartet der Befehl zu, ich hätte als Adjutant in ein siebenbürgisches Heimkehrerlager abzugehen, da

sonst niemand vorhanden sei, der die nötige Erfahrung zu solcher Verwendung besitze. Den Ostersonntag gedachte ich noch beim Bataillonskommando zu verbringen, weil mich die Herren so freundlich eingeladen hatten, in ihrer Mitte das Fest zu feiern. Wir sitzen am Vorabend gemütlich beisammen. Da wird unser Kommandant zum Telephon gerufen. Er ist gleich zurück: „Morgen früh Abmarsch! Wir kommen wieder in dieselbe Stellung wie vor drei Wochen!“
Armes Südwest!

Am Ostermorgen packte ich also meine Sachen, nahm Abschied von soviel alten Bekannten, von befreundeten Kameraden und einstigen Untergebenen, und vom ganzen Südwest 4, mit dem mich soviel Erinnerungen verbanden. Und beide wanderten wir am Festtag: Südwest 4 den wohlbekanntten Leidensweg und ich allein in eine fremde Gegend, in der ich niemand wußte, der aus meiner Heimat war, nicht einmal Welschtiroler, die doch auch Brüder aus meinem Lande waren.

Von meinen Freunden wurden mir öfter Berichte zugeschickt. Zuerst hatten die Bataillone neben der Grenzschutz am Wiederaufbau zerstörter Ortschaften zu arbeiten. Eine Feuerprobe blieb ihnen erspart. Auch zum viel erörterten Einsatz an der Palästina-Front oder in Mazedonien kam es nicht. Im Laufe des Juni 1918 wurden sie der Reihe nach in die Gegend von Focsani, Rumänien, gebracht. Sie schickten zum Grenzschutz Patrouillen aus, exerzierten fleißig und erfreuten sich einer guten Verpflegung. Die große Hitze tat unseren Italienern nicht viel. Sie hatten sich daran gewöhnt, immer hinten zu sein und waren damit zufrieden. Sie blieben bis Kriegsende in ihrer angenehmen Verwendung. Andere Truppen aber kämpften und bluteten . . .

Beim Eintritt der Schlußkatastrophe krachten auch die Gewehrsalven unserer italienischen Soldaten in die Luft, um die Befreiung vom österreichischen Joch zu begrüßen. Und dann begann die Verbrüderung mit den Feinden. Am ärgsten soll sich mein Bataillon Südwest 4 benommen haben. Der vorhin beschriebene slovenische Offizier mußte sich sogar in den Schutz einer reichsdeutschen Truppe flüchten, um nicht erschlagen zu werden. Die Mannschaft des Südwest 7 (Kommandant Hauptmann Caldini) soll sich dagegen von den abgehenden Offizieren sehr nett verabschiedet haben. Damit endet die Geschichte unserer welschtirolischen Mitkämpfer.

Von Rumänen und Ungarn gänzlich ausgeplündert kamen meine Kameraden nach Hause. Ich selber war in Verkleidung, umgeben von ein paar dankbaren Reichsitalienern, denen ich im Lager öfters ihre Anliegen verdolmetscht hatte, glücklich aus Siebenbürgen entkommen.

*

Jetzt, da meine Kriegszeit schon einer fernen Erinnerung angehört, tut es mir herzlich leid um die vielen braven Burschen, die eine Behandlung, die auch ein anderssprachiger Kommandant als schwere Kränkung mitempfand, erst recht kränken und demoralisieren mußte. Zugleich aber sah ich ein, daß einem höheren Kommando keine Vorwürfe gemacht werden können, da die nationale Verhetzung weit früheren Zeiten entstammte und im Drang der

Kriegszeit nichts anderes möglich war, als unter den gegebenen Verhältnissen fallweise nach dem gangbarsten Weg zu tasten. Vielleicht wäre es besser gewesen, die mehr zur ladinischen Rasse gehörigen, als gute Tiroler bekannten Ampezzaner, Fleimstaler und Nonsberger herauszunehmen, statt sie mit notorisch unverlässlichen Elementen zu vermengen. Auch von den tiefstgelegenen Tälern, von Vallarsa und Trambilleno hatte Österreich treue, unbestechliche Grenzsoldaten. Freilich war die richtige Behandlung unserer italienisch sprechenden Soldaten eine Frage, die nicht mehr zu lösen war. So wie ich im Herbst 1915, als es sich darum handelte, eine Charge ins Hinterland abzugeben, die schlechteste ausgewählt hatte, um meine guten, verlässlichen Unteroffiziere in der Gefahr zu meiner Verfügung zu haben, hatte man auch höherenorts gehandelt, indem man die Welschtiroler und Triestiner in Bausch und Bogen herauszog und nur verlässliche Truppen an der Front beließ.

Aber wieder frage ich: Warum ist es so weit gekommen mit unseren Welschtirolern? Aus der Geschichte hört man von so viel opferwilligen und heldenmütigen Trientinern, die in alter Zeit in edlem Wetteifer mit ihren deutschen Landsleuten gekämpft und geblutet haben für Fürst und Vaterland. Nur die beispielgebende Hilfsbereitschaft und Verschwiegenheit unserer Welschtiroler Bauern hatte vor 200 Jahren den kühnen Alpenübergang Prinz Eugens ermöglicht, wodurch er unseren Feinden in der italienischen Ebene plötzlich in den Rücken kam. Die Geschichte des Freiheitskrieges, auch die Geschichte der Kaiserjäger ist so reich an erhebenden Beispielen ihrer ungebrochenen tirolischen Treue . . .

Nachträglich kann man sagen, daß das alte Österreich schon vor dem Weltkriege durch eine Erziehungsweise umgebracht war, die den Staatsgedanken zu wenig pflegte und es vergaß, das hervorzuheben, was seine Völkerschaften schon von Natur aus aufeinander anwies. Jetzt, nach der Trennung des jahrhundertealten Bandes, vernimmt man bei so vielen unserer einstigen anderssprachigen Landsleute den Ausdruck der Sehnsucht nach dem dahingegangenen Völkerstaate, der allen seinen Gliedern eine gute Wohnstätte gewesen ist.

Beim Rückerinnern an meine Erlebnisse mit den welschtirolischen Kaiserjägern kommt mir ein Vorfall bei der schönen, unvergeßlichen Jahrhundertfeier 1809—1909 ins Gedächtnis zurück. Ich sehe die braven Welschtiroler noch vor mir, meist altersgraue, abgerackerte Bäuerlein, die mit Freuden herbeigekommen waren, um ihren Kaiser zu begrüßen, dessen Rock sie zumeist als Kaiserjäger in Ehren getragen hatten. Keine Drohungen hatten sie von der Reise abgehalten. Vor der Abfahrt waren sie von den Irredentisten mit Schmähungen überhäuft und mit Steinen beworfen worden. Ein gleiches Schicksal harrete ihrer bei der Rückkehr. Der allgemeine Jubel in Innsbruck, die besondere Freude bei ihrem Erscheinen in der Landeshauptstadt zeigten, daß man ihr Opfer zu würdigen verstand.

Beim Festzug stand ich mit ein paar jungen Leuten in der Sillgasse und einer meiner Gefährten, ein Gymnasialschüler aus Wien, glaubte ihnen eine besondere Ehrung zu erweisen durch den Zuruf: „Eviva Italia!“ — Da hätte man die Aufregung und den Zorn der guten Südtiroler hören sollen. „Siamo Austriaci, ma non Taliani!“ — Wir sind Österreicher und keine

Italiener!, riefen sie empört und man mußte es ihnen lang erklären, daß der junge Mensch nur in seinem Unverstand den unangebrachten Ausruf getan hatte. Diesen Vorfall werde ich nie vergessen. Und wieder hörte ich diesen Ausruf: „Wir sind auch Österreicher!“ von so vielen meiner italienisch sprechenden Mannschaften und ich hörte die vor Kränkung zitternde Stimme „Auch wir sind Österreicher und kaiserliche Soldaten!“ als sie vor dem Abgang ins Feld mit aufgepflanztem Bajonett zum Bahnhof geleitet wurden. Sie haben doch auch gelitten, so viele von ihnen haben ihr Leben gegeben für die gemeinsame tirolische Heimat. Auch unter ihnen gab es gute Österreicher, die nicht zurückstehen wollten hinter den Söhnen anderer Stämme unseres vielsprachigen alten Vaterlandes. Man hat aber den Schatz ihrer Treue nicht mehr zu heben verstanden.

Anschrift des Verfassers: Staatsbibliothekar Dr. Hans Hoehenegg, Innsbruck,
Universitätsbibliothek

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Veröffentlichungen des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum](#)

Jahr/Year: 1951

Band/Volume: [31](#)

Autor(en)/Author(s): Hochenegg Hans

Artikel/Article: [Mit den Welschtirolern im ersten Weltkrieg. Ein Beitrag zur Geschichte der Tiroler Kaiserjäger. 289-307](#)